

Leseprobe aus:

Melanie McGrath

Zeichen im Schnee



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Melanie McGrath

**ZEICHEN
IM
SCHNEE**

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Margarete Längsfeld
und Sabine Längsfeld

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
«The Boy in the Snow» bei Mantle / Pan Macmillan, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Boy in the Snow» Copyright © 2011 by Melanie McGrath
Redaktion Dr. Nicole Seifert
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt,
nach einem Entwurf der Hafen Werbeagentur, Hamburg
(Umschlagabbildung: Jeff Hutchens / Getty Images)
Satz aus der Arno Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25520 5



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Für meine Mutter, Margaret McGrath

Prolog

Sammy Inukpuk lenkte den Hundeschlitten von der glatten Eisfläche des Meeres hinauf zur Baumgrenze. Nichts schien auf dem Pfad anders zu sein als an den vorhergehenden Tagen. Es war ein später, mond heller Abend, die Luft war kalt und trocken, der Schnee zernarbt von den Kufen der Schlitten vor ihnen, aber kompakt und reibungsfrei.

Die fünfzehn im Gespann verbliebenen Hunde – einer musste vor ein paar Tagen ausscheiden, weil er sich an einem Eissplitter die Pfote aufgeschnitten hatte – mühten sich mit hängenden Zungen die langgestreckte Steigung hinauf; ihre straff gespannten muskulösen Körper zeugten von Willenskraft und Anstrengung. Über die vergangenen zehn Tage und sechzehnhundert Kilometer hatte Sammy sie im leichten Galopp laufen lassen, mit proteinreichem Mischfutter in Schwung gehalten und ihnen nur dann Ruhe gegönnt, wenn die Regeln des Iditarod-Rennens es vorschrieben.

Als der Schlitten in den dunklen Schatten der Bäume eintauchte, trieb Sammy die Hunde mit lauten Rufen an; er kletterte vom Gefährt und lief neben dem Gespann her, um zu verhindern, dass die Tiere vor dem veränderten Licht oder der plötzlichen Stille zurückschreckten.

Einen halben Kilometer ging es weiter bergan. Kurz bevor sie den höchsten Punkt erreichten, legte die Leithündin in

freudiger Erregung ein irrsinniges Tempo vor. Das Gespann taumelte im Geschirr nervös hinter ihr her. Auf dem Kamm holte Sammy tief Luft und ließ die Hunde verlangsamten. Er klappte die Bremsmatte herunter, die dem Schlitten bei der Abfahrt Widerstand verlieh. Die Leithündin schnupperte in die Luft und führte das Gespann vorsichtig den Hang hinab, wobei sie die Krallen der Vorderpfoten ins Eis grub, um Halt zu haben. Ein Stück weiter unten wurden die Hunde unruhig und nahmen Tempo auf. Sammy suchte mit den Augen die Gegend ab, fragte sich, ob sie vielleicht ein anderes Tier gewittert hatten, einen Fuchs womöglich. Er nahm jedoch keine Bewegung wahr, und es waren auch keine frischen Spuren zu sehen. Sammy befahl dem Gespann, zu verlangsamten, aber die Hunde waren jetzt so aufgereggt, dass sie nicht gehorchten. Quietschend sauste der Schlitten immer schneller bergab, schwankte gefährlich von einer Seite zur anderen. Sammy packte den Haltegriff, trat mit dem rechten Fuß auf die Bremse, zuerst sachte, dann fester, bis sie sich in den kompakten Schnee krallte. Sammy zitterte am ganzen Leib vor Anstrengung. Die Hunde sträubten sich kurz, gingen dann wieder in Formation und schlugen ein gemächlicheres Tempo an, wodurch der Schlitten wieder mehr Kontakt mit dem Pfad bekam. Just als Sammy sich ein bisschen entspannte, tat es unter ihm einen lauten Krach: Eine Seite der Bremsstange war komplett abgerissen. Unversehens schnellte der Schlitten vorwärts. Entsetzt, aber machtlos, klammerte Sammy sich an den Haltegriff, befahl den Hunden schreiend, langsamer zu laufen. Die Tiere deuteten den plötzlichen Ruck des Schlittens jedoch als Signal zum Beschleunigen. Immer schneller galoppierten sie den eisglatten Hang hinab.

Angst durchzuckte Sammy wie ein Blitz. Vor sich sah er einen Buckel, er rief *nakilivaa!*, langsam!, aber zu spät. Ein Stoß, ein Knirschen, und plötzlich flog der Schlitten in hohem Bogen durch die Luft. Sammy fühlte sich schwerelos und benommen und versuchte verzweifelt, den Haltegriff umklammert zu halten. Den Bruchteil einer Sekunde darauf schlug der Schlitten mit einem heftigen Krachen auf. Sammy schnappte nach Luft. Der Schlitten war nicht umgekippt, rutschte aber wie wild von einer Seite auf die andere. Sammy krallte sich mit aller Kraft fest. Dann passierte, was er am meisten befürchtete: Ein Hund rutschte aus. Taumelnd, aber noch im Geschirr, drehte er sich auf dem Eis, mitgerissen vom Tempo der vor ihm laufenden Hunde. Andere stolperten über das gestürzte Tier. Am Ende standen von den fünfzehn Hunden im Gespann nur noch sieben oder acht aufrecht. Die anderen, heillos im Geschirr und miteinander verheddert, purzelten und schlitterten den Pfad hinab.

Sammy spürte, wie der Schlitten heftig auf der Achse wankte. Ein Fichtenzweig peitschte ihm ins Gesicht, dann noch einer. Sie waren jetzt abseits vom Pfad und schlitterten durch die Bäume abwärts. Ein schwindelerregender Adrenalinstoß durchströmte Sammys Brust. Und da kippte der Schlitten um. Sammy wurde in die Luft geschleudert und starrte mit Schrecken auf die riesengroße, ungerührte Fichte, die in Windeseile auf ihn zuzurasen schien.

Edie Kiglatuk konnte nicht sagen, wie lange der Bär sie schon ansah. Seine runden braunen Augen waren wie in Pelzwolken gebettete dunkle Sterne am Sommerhimmel. Er hob die Nase, schnupperte, nahm Edies Witterung auf. Sein massiger Körper war eingerahmt von den verschneiten Bäumen des alaskischen Fichtenwaldes.

Edie hatte in ihrem Leben oft genug mit Eisbären zu tun gehabt, um sicher zu sein, dass dies hier trotz seiner Färbung keiner war. Eisbären hatten längere Köpfe, spitzere Schnauzen und kleinere Ohren. Dieses Tier sah anders aus, es war stumpfschnauzig und zottig und so groß wie ein Schwarzbär. Aber eben nicht schwarz. Und mit den braunen Augen auch kein Albino.

Auf dem langen Flug von Autisaq in der kanadischen Hocharktis, wo sie zu Hause war, hatte Edie sich die Zeit mit Handbüchern über die alaskische Flora und Fauna vertrieben, und jetzt kam ihr die Vermutung, dass dieses Tier ein Geisterbär war. Die *qalunaat*, die Weißen, nannten sie Kermodebären, doch die Gitga'at, die Einheimischen, kannten sie als *mooksgm'ol* und machten niemals Jagd auf sie. Sie sagten, diese Bären seien außerirdische Tiere, Wesen, denen die Macht gegeben war, Botschaften zwischen den Lebenden und den Toten zu übermitteln.

Irgendetwas drängte Edie, näher heranzugehen. Sie schwang sich von ihrem Schneemobil und landete mit einem dumpfen Plumps im Schnee. Das erschreckte Tier stieß ein kurzes Bellen aus und stellte sich auf die Hinterbeine. Es war etwa einen Meter achtzig groß, doch seine Haltung war weniger angriffslustig als ... *als was?* Edie kannte Bären von klein auf, aber der hier hatte etwas an sich, das sie nicht deuten konnte.

Das Tier sah sie noch einen Moment an – seine Nüstern bebten, die kleinen braunen Augen glänzten wie ein regenasser Stein –, dann ließ es sich wieder auf alle viere fallen und stapfte langsam durch die Bäume davon. Von Zeit zu Zeit wandte es den Kopf, um sich zu vergewissern, dass sie ihm nicht folgte.

Oder vielleicht, um sich zu vergewissern, dass sie ihm folgte.

An einem sonnenbeschienenen Flecken zwischen zwei Fichten blieb der Bär stehen und sah sich um. Er stieß ein leises Husten aus, sein Atem trübte die Luft.

Er wartete.

Edie bewegte sich auf ihn zu, langsam zuerst, dann mit mehr Zuversicht. Einige Sekunden lang stand er unbewegt, dann drehte er sich um und schlurfte tiefer in den Wald hinein. Sie ging weiter vorwärts, überzeugt, dass der Bär sie irgendwohin führte, dass er sie auserkoren hatte.

Sie sah auf die Uhr. Es war kurz nach neun Uhr morgens. In zwei Stunden würde Sammy Inukpuk zum offiziellen Start des Iditarod-Hundeschlittenrennens in Willow eintreffen und seine Exfrau bei der Helfertruppe erwarten. Es war ihre Aufgabe, ihn mit allem Notwendigen zu ver-

sorgen und ihn zu Beginn der zwei wohl härtesten Wochen seines Lebens, in denen er mit sechzehn Hunden gut 1850 Kilometer durch eines der rauhesten Gebiete der Erde rasen würde, moralisch zu unterstützen. Von da an würde sie in Anchorage bleiben, Vorräte organisieren und zur Stelle sein, um die Hunde in Empfang zu nehmen, die sich unterwegs verletzt hatten. Ihr Freund und Gefährte Derek Palliser war für Logistik und Kommunikation zuständig – im Nordwesten in der Stadt Nome, dem Zielort des Rennens.

Der Bär war etwa zwanzig Meter vor ihr; Edie ging weiter, vorbei an Weißfichten, dann an Zitterpappeln, stapfte durch Tiefschnee, während ihr das Herz bis zum Hals klopfte. Ihrem Gefühl nach waren sie schon lange Zeit unterwegs, als der Bär jäh stehen blieb und sich umdrehte. Er war jetzt weit entfernt und zwischen den Bäumen nur undeutlich zu sehen, wie Nebelschwaden im Dunkeln. Er beobachtete eine Weile, wie Edie sich ihm näherte, dann hob er den Kopf, schnupperte in die Luft, machte kehrt und trabte davon.

Edie sah sich um. Zum ersten Mal in ihrem Erwachsenenleben musste sie feststellen, dass sie nicht wusste, wo sie war. Ein Blick auf ihre Fußspuren, die längliche Achten ergaben, sagte ihr, dass der Bär sie in Kreisen herumgeführt hatte. Sie befand sich in einer nasskalten Welt voll beweglicher Schatten und seltsamen Geflüsters, wie in einem Kindertraum, und sie hatte absolut keine Ahnung, wohin sie sich wenden sollte. Ihre Kehle schnürte sich zusammen, und ihre Handflächen wurden feucht.

Sie tat einen tiefen, beruhigenden Atemzug und stand

lauschend da, nahm die Geräusche des Waldes in sich auf und versuchte, sich an ihnen zu orientieren. Dort, wo Edie herkam, auf der Insel Ellesmere, knapp achthundert Kilometer vom Nordpol entfernt, gab es keine Bäume, nur raue, steinige Tundra. An klaren Tagen konnte man die Krümmung der Erde sehen. Die unbekannte Landschaft Alaskas war auch so eine Sache, die Edie sich nicht richtig klargemacht hatte, als sie sich bereit erklärte, Sammy zu helfen, nachdem sein einziger noch lebender Sohn, Willa, sich den Arm gebrochen hatte. Jetzt frischte der Wind auf, fegte über den Waldboden und zerstieß den Schnee zu kleinen Flockenfontänen. Die Fichtenstämme ringsum knarrten ganz leise, und eine Pulverschneewehe schneite von den Ästen auf die Erde. Wäre sie länger als zwei Tage in Alaska gewesen, wüsste sie möglicherweise schon, woher der Wind überwiegend wehte, aber nicht mal damit war sie vertraut. Sie blickte nach oben, konnte die Sonne durch die Wipfel jedoch nicht sehen. Sie hatte keine Möglichkeit herauszufinden, in welche Richtung sie sich bewegte.

Weit entfernt krächzten Raben, ganz nah knackte ein Zweig, und dicht über dem Boden raschelte etwas, ein Fuchs vielleicht. Es war extrem unverantwortlich gewesen, ohne Gewehr hier herauszukommen, so wie sie es gemacht hatte, als sie noch trank. Eine Gewohnheit, die sie hoffentlich ein für alle Mal abgelegt hatte.

Sie nahm ein Vibrieren wahr, das sich dann langsam zum tiefen Heulen eines Motors steigerte. Sie war so erleichtert, dass sie hätte juchzen können. Das Geräusch näherte sich, und kurz darauf kam ein Schneemobil in Sicht. Edie grinste, winkte und wartete, aber das Gefährt setzte

seinen Weg fort, ohne auch nur zu verlangsamen. Edie lief ihm in den Weg, schrie und gestikulierte wild mit den Händen. Der Fahrer schob sein Visier hoch, und heraus schauten zwei Augen, die inmitten des graumelierten Bartgewirrs fast verloren wirkten. Hinter ihm saß teilnahmslos eine Beifahrerin mit Silberfuchsfäustlingen an den Händen. Unter den Daunenparkas trugen beide anscheinend lange, bauschige Kasacks und dazu passende Hosen. Das Paar kam offensichtlich vom wöchentlichen Lebensmitteleinkauf. Das Schneemobil war über und über mit Taschen behängt.

«Hey, haben Sie mich nicht winken gesehen?» Edie war ärgerlich. Hatten die Leute hier unten keine Manieren? «Ich habe mich verirrt. Ich muss zum Hatcher Pass zurück.»

Der Mann zuckte die Achseln. «Sie sind hier auf Altgläubigen-Besitz», sagte er nur.

Sie hätte am liebsten gesagt, ihr sei schnuppe, ob sie auf Leckmich-Besitz sei, aber sie beherrschte sich. «Ich weiß nicht mehr, wo mein Fahrzeug ist.»

Der Mann blickte erstaunt, deutete dann aber mit dem Kopf in die Richtung, aus der er und seine Beifahrerin gerade gekommen waren. «Wenn Sie Ihre Spuren nicht finden können, folgen Sie unseren», sagte er. «Ist das Ihr Motorschlitten da unten auf dem Weg?»

Motorschlitten. So nannten sie die Gefährte hier unten im Süden, in Alaska. Wo Edie herkam, fuhr man nicht einfach vorbei, wenn man ein Schneemobil sah, auf dem niemand saß, sondern hielt an, um zu sehen, ob jemand Hilfe brauchte.

«Sind Sie immer so hilfsbereit?»

Der Mann sog missbilligend die Luft durch die Zähne. «Die Sorgen der Welthaften sind nicht unsere Sorgen», sagte er und drehte sich zu der Frau hinter sich um. Danach wirkte er ein wenig nachgiebiger. «Wir haben es nicht gern, wenn Fremde sich unbefugt auf unserem Besitz herumtreiben, das ist alles. Ich an Ihrer Stelle würde mich hüten, so bald wieder dieses Weges zu kommen.»

Damit löste er die Bremse, klappte sein Visier herunter und bediente den Gashebel. Das Schneemobil setzte sich in Bewegung, und Edie sah die zwei im finsternen Wald verschwinden. Sie kehrte um, die Spuren des Schneemobils immer im Blick behaltend, wie ihr der Mann geraten hatte. Kurze Zeit später war durch eine Lücke zwischen den Bäumen die Straße zu erkennen, die zurück in die Stadt führte, und in der Ferne erspähte sie ihr Schneemobil.

Erleichtert ging sie darauf zu. Wo die Spuren schließlich dem Weg mit festgefahretem Schnee wichen, erblickte sie am Fuß einer Fichte einen leuchtend gelben Gegenstand, der durch die Äste des Baumes vor Schnee geschützt war. Ihr kam der Gedanke, dass das Paar womöglich etwas von seinem Schneemobil geworfen hatte. Sie verließ den Weg und ging hin, um nachzusehen.

Beim Näherkommen stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass das gelbe Ding ein Miniaturhaus aus Holzbohlen war, einer kleinen Hundehütte nicht unähnlich, einen Meter lang und halb so breit, mit einem Schrägdach und stabilen Seitenwänden. Die Vorderseite war mit blumigen Ornamenten verziert, das Türchen mit einem groben Holzhebel versperrt.

Edie sah sich um. Eine hauchdünne Schneeschicht hatte sich auf dem Dach angesammelt, aber an den Seiten war kein Schnee aufgehäuft, was darauf schließen ließ, dass die Hütte schon hier gestanden hatte, als es zuletzt schneite, aber höchstwahrscheinlich noch nicht viel länger. Ringsum waren weder Fußspuren von Tieren oder Menschen noch führten welche zu der Hütte hin. Sie stand da, als sei sie schon immer hier im Schnee gewesen, als würde sie einer anderen Wirklichkeit angehören und von kleinen Feen bewohnt.

Jeder Gedanke an das Iditarod-Rennen war aus Edies Kopf verschwunden. Sie rief etwas, ohne jede Ahnung, wer oder was ihr antworten mochte, aber da war nichts als Stille. Bei der Hütte angekommen, duckte sie sich und legte den Hebel des Türchens um. Sie sah, dass drinnen etwas war, doch es war zu dunkel, um es deutlich zu erkennen. Ihr erster Gedanke war, es herauszuziehen, aber etwas hielt sie zurück. Der Geisterbär kam ihr in den Sinn, die Macht seiner stillen, gespenstischen Blässe. Plötzlich traf sie die Erkenntnis, dass der Bär sie hierhergeführt hatte, dass die Geister ihren Boten gesandt hatten, um sie an diesen Ort zu bringen.

Sie kehrte zum Schneemobil zurück, nahm ihre Taschenlampe aus der Satteltasche, stapfte wieder zu der Hütte und öffnete das Türchen ein zweites Mal. Der Strahl der Lampe fiel auf ein Paket, das in ein prächtig besticktes rotes Tuch gewickelt war. Edie streckte vorsichtig die Hand aus und fasste es an. Das Tuch war steif, aber nicht hart gefroren. Da schätzungsweise minus 25 Grad waren, war es selbst im relativen Schutz des Waldes unwahr-

scheinlich, dass es schon sehr lange dort lag. Edie machte das Türchen weit auf, griff hinein und zog an dem Ding. Es war nicht befestigt und kam leicht heraus. Der Stoff war kostbar, Satin, vermutete sie, über und über mit einem Muster aus Blumen und Ranken bestickt und mit mehreren zu Schleifen gebundenen Schnüren umwickelt. Was sich darin befand, war sehr hart, seit langem gefroren. Mit dem Paket in der Hand stand sie auf, ging zum Schneemobil und legte es auf den Sattel, um es genauer betrachten zu können. Unter dem verzierten Stoff befand sich ein viereckiges weißes Leinentuch. Sie hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger, und sogleich löste sich das Tuch. Wie von selbst gingen die Schnüre um das Paket auf und enthüllten, was darin lag.

Ihr stockte der Atem, ein beklemmendes Brennen schoss ihr den Rücken hinauf. Sie kniff die Augen zu, wollte das entsetzliche Etwas zum Verschwinden bringen, aber als sie die Augen wieder öffnete, war es noch da. Sie wich taumelnd zurück. Ihre Beine trugen sie nicht mehr, sie hielt sich am nächsten Baum fest. Sie glaubte ohnmächtig zu werden, sich übergeben zu müssen, aber keins von beidem geschah. Sie schlug die Arme um sich, schloss die Augen und drückte sie so fest zu, bis der Schmerz sie beruhigte. Als ihr Atem wiederkehrte, ungleichmäßig, keuchend, ging sie vorsichtig zurück zu dem Entsetzlichen, das sie aus dem gelben Miniaturhaus befreit hatte.

Auf dem Sattel des Schneemobils lag ein Baby, vielleicht ein, zwei Monate alt, auf dem Bauch, tot und steif gefroren. Die Ärmchen waren erhoben, die Händchen zu winzigen Fäusten geballt, die Haut glitzerte von Eiskristallen. An

einer Schulter war die Haut narbig wie von Frostbrand, aber es gab keine weiteren Verletzungen oder Anzeichen, die darauf schließen ließen, wie oder wann das Baby gestorben war.

Unendlich behutsam fasste Edie mit ihren in Fäustlingen steckenden Händen das tote Kind an den Schultern und drehte es langsam herum. Es war die Leiche eines Jungen. Sein Gesichtchen war mit Eis überzogen, die Augen waren geschlossen, seine Miene sanft und friedlich. Er sah so wächsern aus, so abwesend, dass Edie sich einen winzigen Moment lang einredete, es sei eine Puppe, obwohl sie genau wusste, dass sie einen Leichnam vor sich hatte.

Auf die zarte neue Haut des Jungen hatte jemand mit Fett und Zeichenkohle, möglicherweise auch mit Asche, ein kunstvolles, auf dem Kopf stehendes Kreuz gemalt.

2

Chuck Hillingberg, der Bürgermeister von Anchorage, half seiner Frau Marsha vor der Zentrale des Iditarod-Rennens aus dem Dienstwagen und strahlte in die Kameras. J. G. Dillard, sein Kollege im Rathaus von Wasilla, der einzige Bürgermeister in ganz Alaska mit Überkämmfrisur, schritt mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, seine mausgraue Frau hinter sich herziehend, begierig, mit auf die

Fotos zu kommen. Chuck interessierte der Mann nicht – anders als er selbst, der bei den kommenden Wahlen als Kandidat für den Gouverneursposten ins Rennen ging, strebte Bürgermeister Dillard nichts an – aber heute kam es darauf an, sich leutselig zu geben.

«Es freut uns sehr, Sie beide hier zu haben», sagte Dillard. «Ich dachte, nach der langen Zeit in der Großstadt haben Sie womöglich ganz vergessen, dass Ihre Wurzeln hier in Wasilla sind.» Dies wurde in jovialem Ton geäußert, von Bürgermeister zu Bürgermeister, entbehrte aber nicht einer gewissen Spitze. Auf der Fahrt hierher (Chuck hatte den Bürgermeister-Hubschrauber nehmen wollen, doch Marsha hatte es ihm mit der Begründung ausgeredet, das wirke zu protzig, womit sie, wie so oft, richtig lag) hatte er beschlossen, sich in diesem Tagesabschnitt ganz und gar loyal zu geben. Jetzt war er noch keine fünf Minuten hier, und schon stellte Dillard seine Heimatverbundenheit in Frage. Das kotzte ihn an.

Chuck schüttelte ihm die Hand. «Die Heimat vergesse ich nie, J. G.», sagte er. Das entsprach insofern der Wahrheit, als Chuck Jersey City in New Jersey, seine eigentliche Heimat, nicht vergessen hatte. Mit vier Jahren hatte er sie verlassen, und bis heute empfand er eine fast schmerzliche Sehnsucht nach ihr. Gegen Wasilla aber hegte er eine leidenschaftliche Abneigung. Die Leute schwärmten von der spektakulären Lage der Stadt, die im Süden von grünen Tälern, im Osten vom Chugach-Gebirge und im Norden von den Talkeetnabergen begrenzt wurde. Sie faselten von dem klaren Wasser der Stadt, von den christlichen Werten und dem Gemeinschaftsgeist. Leute wie J. G. Dillard.

Alles, woran Chuck sich im Zusammenhang mit Wasilla erinnerte, waren die grässlichen Winter, die er in seinem winzigen Zimmer in dem Häuschen seiner Familie auf der Willow-Seite der Stadt verbracht hatte, keine zehn Autominuten von hier entfernt. Dort hatte er seine Hippy-Aussteiger-Eltern belauscht, wenn sie ihre Enttäuschungen aneinander ausließen, dort hatte er sich danach gesehnt, woanders zu sein, egal wo, nur nicht in der Hinterwäldler-Hauptstadt Amerikas.

Von den Kameras führte Dillard sie zu einem Ü-Wagen, der unweit der Startlinie des Rennens parkte. Schon hatten sich auf beiden Seiten Menschentrauben gebildet, die stampfend die Kälte vertrieben und sich aufgeregt erzählten, auf wen sie gesetzt hatten. Andy Foulsham, Chucks PR-Manager, hatte ihn beim Frühstück an das Interview erinnert, das er und Marsha im Lokalfernsehen geben sollten. An der Wagentür blieb Chuck stehen, um Marsha den Vortritt zu lassen. Während ihrer langen Ehejahre hatten sie es in puncto öffentliche Zuneigungsbekundungen wahrhaft zu hoher Kunst gebracht, dachte er. Niemand würde glauben, dass sie sich seit ihres gemeinsamen Studiums an der Universität von Alaska nicht mehr aufrichtig geküsst hatten. In der Welt der Kommunal- und Staatspolitik waren sie ein Bombenerfolg; ihre Ehe wurde oft als eine der solidesten Partnerschaften weit und breit bezeichnet, und in gewisser Hinsicht war sie das auch. Es gab alles Mögliche, was Ehen zusammenhielt. Unter anderem Geheimnisse.

Den anstrengendsten Teil des Tages hatte er schon hinter sich, eine Rede fürs Frühstücksfernsehen, die er bei der

feierlichen Eröffnung des Iditarod-Rennens in Anchorage gehalten hatte. Anders als beim offiziellen Start ging es bei der Eröffnung ganz familiär zu. Eltern ermunterten ihre Kinder, die Hunde zu streicheln und ein Stückchen mit den Schlitten der Teilnehmer zu fahren. Chucks Rede hatte von dem starken Gemeinschaftsgeist Alaskas gehandelt, davon, dass das Iditarod-Rennen – das seinen stolzen Ursprung in einem dramatischen Wettlauf hatte, bei dem Diphterie-Impfstoff zu der abgelegenen Siedlung Nome gebracht worden war – Entschlossenheit und Großmut Alaskas verkörperte. Es war eine gelungene Rede gewesen, er hatte die positive Energie des Morgens nutzen und sich auf subtile Weise die Courage und Zähigkeit der damaligen Schlittensfahrer zu eigen machen können. Die Botschaft, die er in Anchorage hinterlassen zu haben hoffte, lautete, dass eine Stimme für Chuck Hillingberg im kommenden Rennen um den Gouverneursposten eine Stimme für den Geist von Iditarod war.

Als die Hillingbergs in den Wagen stiegen, beschloss Chuck, das Reden überwiegend Marsha zu überlassen. Er hörte zu, wie seine Frau den Interviewer mit etlichen heimatlichen Jagd- und Schießgeschichten aus ihrer Jugendzeit bezauberte. In Wahrheit war sie nicht oft jagen gewesen, sicher nicht so oft wie Chuck, der einen Großteil seiner Jugendjahre damit verbracht hatte, an allem seine Wut auszulassen, von der Bisamratte bis zum Elch. Doch Marsha machte immer ein großes Getue um ihr raues Leben in der Siedlung, wo sie aufgewachsen war, und weil sie ein Einzelkind war und ihre Adoptiveltern beide tot waren, gab es niemanden mehr, der ihr widersprechen konn-

te. Im Gegensatz zu ihm musste sie ihre Begeisterung für den Staat nicht heucheln. Sie hatte Chuck immer wieder gesagt, es gebe nicht viele Orte in Amerika, wo man mehr oder weniger tun und lassen konnte, was man wollte, ohne dafür belangt zu werden. Das Leben in diesem Grenzland war tatsächlich so, wie es in den Reiseprospekten stand: «Jenseits Ihrer Träume, innerhalb Ihrer Reichweite.» Der Trick sei, sagte Marsha immer, dafür zu sorgen, dass nichts jenseits der Träume lag.

Sie war Chuck zuerst als kluge, entschlossene Sechzehnjährige aufgefallen, als sie sich um den Vorsitz des Vorbereitungskomitees für den Abschlussball an der Highschool von Wasilla beworben hatte. Schön war sie damals gewesen, die langen kastanienbraunen Haare dicht und glänzend, die schlanke Taille vom Alter noch unberührt. Aber es war nicht so sehr ihr Äußeres gewesen, das ihn angezogen hatte, als vielmehr ein Anflug von Skrupellosigkeit, den er in ihrem Lächeln entdeckt hatte. Die Geschichte ihrer Adoption rührte ihn, weil er sah, wie entschlossen sie war, sich anzupassen, die Umstände ihrer Geburt zu ändern, eine echte Alaskanerin zu werden. Seit jener ersten Begegnung hatte er gewusst, dass sie es weit bringen und sich von niemandem aufhalten lassen würde.

Einmal hatten sie sich für kurze Zeit getrennt, als er die Praktikantenstelle im Washingtoner Büro von Steven Horowitz antrat, dem republikanischen Junior Senator für South Carolina. Aber als er, an der Last seines Hinterwäldlertums leidend, kleinlaut zurückgekehrt war, hatte sie ihn wieder aufgenommen. Noch im selben Jahr hatten sie geheiratet. Es war nicht so sehr eine Vernunfttheirat als

vielmehr ein Zusammentreffen gemeinsamer Interessen gewesen.

Während des vergangenen Jahres hatte sein Interesse sich auf den Gouverneurswahlkampf konzentriert. Bis vor wenigen Wochen schien Tom Shippon, der Amtsinhaber, so gut wie unbesiegbar zu sein. Shippon war durch und durch Alaskaner. Er stammte aus einer altingesessenen Familie. Sie waren Alaskaner, ehe Alaska 1959 ein Bundesstaat der USA wurde. Sein Vater Scoot hatte sich schon vorher stark in der alaskischen Politik engagiert. Die Shippons hatten überall ihre Finger im Spiel, von der Lachsfischerei über Nutzholzgewinnung bis zur Öl- und Gasförderung. Die einzigen Geschäfte, bei denen sie nicht unmittelbar mitmischten, waren Tourismus und Erholung. Weichei-Geschäfte sagte Tom Shippon dazu, allerdings nur im privaten Kreis.

Chuck besaß weder den Vorteil, ein Amt zu bekleiden, noch war seine Herkunft der Art, dass sie ihn in der Staatspolitik automatisch dahin brachte, wohin er strebte. Für einen Jungen aus New Jersey war es schwer, sich dagegen zu stemmen und auf den Sieg zu hoffen. Andere Außenseiter hatten es versucht, aber nur wenige mit Erfolg; für gewöhnlich wurden ihnen die Spitzenpositionen verwehrt. Er sah zu sehr nach einem *cheechako* aus, einem Neuling ohne Erfahrung. Im Frühstadium des Wahlkampfes gab es einige, die ihm sogar vorwarfen, Alaska im Stich gelassen zu haben, weil er nach Washington und damit außer Landes gegangen war. Was einfach lächerlich war angesichts der Tatsache, dass das zwanzig Jahre her war. Aber die Alaskaner betrachteten sich beharrlich als isoliert. Man

war entweder für sie oder gegen sie, und deswegen wurde die Episode in Washington von manchem Großmaul noch heute als Verrat bezeichnet.

Im vergangenen Jahr hatte er doppelt hart arbeiten müssen, um diese Leute davon zu überzeugen, dass er von ganzem Herzen Alaskaner war – was umso schwieriger war, als es nicht der Wahrheit entsprach. Als er erst Stadtrat und dann Bürgermeister von Anchorage wurde, hatten es seine Gegner nicht allzu schwer gehabt, ihn als Großstadtmenschen hinzustellen, der mit echten Alaskanern und ihren Interessen wenig gemein hatte. Und hier war Marsha auf den Plan getreten. Ihre aufrichtige Begeisterung für den Staat hatte dazu beigetragen, ihn mehr wie einen hiesigen Landsmann aussehen zu lassen. Diese Verbesserung seines Images hatte ihm sehr geholfen, was sich nicht zuletzt in Form von Wahlkampf-Spenden ausgedrückt hatte. Er war sich bewusst, dass kein noch so schmeichelhaftes Gerede über seine Liebe zum neunundvierzigsten Bundesstaat die wohlhabenden Alteingesessenen von Alaska anspornen würde, für seinen Gouverneurswahlkampf so tief in die Tasche zu greifen, wie sie es nahezu automatisch für Shippon getan hatten, aber es war ihm gelungen, genügend Spenden aufzubringen, um zumindest eine Herausforderung darzustellen. Noch letzte Woche hätte sein Wahlkampfteam auch angesichts der optimistischsten Prognosen gesagt, dass seine Chancen, Shippon auszustechen, äußerst gering seien. Doch das war, bevor die Arbeitslosenzahlen veröffentlicht wurden und die Umfragen zeigten, dass Shippons Stern am Sinken war. Diese Statistiken bargen eine Gelegenheit – die

größte Gelegenheit in Chuck Hillingbergs Leben. Aber um die Kampagne durchzuziehen, brauchten sie Geld, und deswegen begab er sich unmittelbar, nachdem er den Startschuss zur Eröffnung des Iditarod-Rennens abgefeuert hatte, zu einem Lunch ins *Sheraton* im Zentrum von Anchorage, für den zehntausend Dollar pro Gedeck zu berappen waren. Seine Rede zum Zweck der Geldbeschaffung hatte er schon x-mal gehalten. Sie beinhaltete das, was Geschäftsleute und Unternehmer immer gerne hörten. Alaska müsse die Staatsausgaben drosseln und neue, innovative Wege finden, damit Privatunternehmen sich entwickeln und wachsen konnten. Aber der Glaube, dass er knapp siegen könnte, hatte seiner Rede neuen Schwung verliehen. Beim Frühstück hatten Marsha, Andy und er beschlossen, dass seine heutige Rede die neue Zuversicht der Wahlkampagne widerspiegeln müsse. Er wollte sich auf das Staatsmotto Alaskas beziehen – «North to the Future», Dem Norden die Zukunft – und sagen, dass diese Zukunft nur ein Gouverneur Chuck Hillingberg gestalten könne.

Er ging die Stufen des Ü-Wagens hinunter und trat wieder in die kalte Sonne des alaskischen März Morgens. Während der fünfzehn Minuten, die er und Marsha sich in dem mobilen Studio aufgehalten hatten, war die Menschenmenge beträchtlich angewachsen, und hinter der Presseabspernung bemerkte er erfreut eine Reihe Fernsehkameras. Als er an der Abspernung entlangging, fühlte er sich geschmeichelt, weil er freundliche Gesichter entdeckte, Bekannte, die nach vorne drängten, um hallo zu sagen oder ihm die Hand zu schütteln – bis ihm einfiel, dass

Andy es ja so arrangiert hatte. Aber egal. Davon wussten die Fernsehteams ja nichts.

Der Umstand, dass die feierliche Eröffnung des Rennens in Anchorage stattfand, verlieh Chuck einen der wenigen Vorteile gegenüber Tom Shippon, und den gedachte er gründlich für sich auszunutzen. Als Bürgermeister der Stadt war es ihm ein Leichtes, das Rennen zu seiner Sache zu machen, auch wenn der offizielle Start in Wasilla war, und Shippon, der in seiner Gouverneursresidenz in Juneau festsaß, konnte nichts dagegen tun. Das Rennen genoss im Staat hohes Ansehen, war aber auch von nationaler und internationaler Bedeutung. Das Iditarod-Rennen mochte nicht das einzige Hunderennen auf Erden sein, es war aber dasjenige mit dem höchsten Bekanntheitsgrad und für viele das einzige, das wirklich zählte. Auch wer sich überhaupt nicht für Hunderennen interessierte, hatte schon von dem «Great Run of Mercy» gehört. Der heldenhafte Staffellauf hatte fünfeinhalb Tage gedauert, zwanzig Hundeschlittenführer und 150 Hunde hatten eine Strecke von 1085 Kilometern zurückgelegt, um ein Diphtherieantitoxin über das alaskische Eis in die ferne Goldgräberstadt Nome zu bringen und so eine Epidemie zu verhindern. Und selbst wenn die Leute die Einzelheiten der Geschichte nicht kannten, hatten viele Balto gesehen, den Leithund des Gespanns der letzten Staffel, der im Central Park von New York in Bronze verewigt ist. Seit dem ersten Rennen, das 1973 zur Erinnerung an den Serumlauf stattfand, war das Iditarod-Rennen gewaltig gewachsen, sowohl im Hinblick auf die Zahl der Teilnehmer als auch – für Chuck noch wichtiger – im Hinblick auf

die Bekanntheit. Damals in den 1920er Jahren wurde die Nachricht von der heldenhaften Fahrt im Radio, dem neuen Medium, übertragen. Heutzutage fliegen Fernseherteams aus aller Welt hierher, und da rund um die Uhr gesendet wurde, hatten sie viel Zeit zu füllen. Nur wenige Minuten nach dem Start des Rennens wurden die Clips im Internet verbreitet, und Chuck hoffte, wenigstens in einigen davon präsent zu sein. Andy lag ihm ständig in den Ohren, dass ein ordentliches Internetprofil im einundzwanzigsten Jahrhundert für den Wahlerfolg eines Politikers so wichtig war, wie es im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert Wahlfeldzüge durchs ganze Land gewesen waren. Das Internet sei eine billige und dynamische Plattform, von der aus sich die Hillingberg-Kampagne verbreiten ließe. Wer die Blog- und Twitterwelt beherrsche, sei schon halb am Ziel. Hatte Obama es nicht genauso gemacht?

Bürgermeister Dillard führte sie zu den Hundegespannen, damit sie sich diese ansehen und ein paar Worte mit den ganz großen Assen wechseln konnten – mit Steve Nicols, dem Favoriten und letztjährigen Sieger, und seinem Herausforderer Duncan Wright. Während Chuck sich mit den beiden Favoriten unterhielt, machte Dillards mausgraue Frau Marsha mit zwei Außenseitern bekannt, die Andy Foulsham kürzlich als nachrichtentauglich klassifiziert hatte: einer Witwe, deren Mann bei einem Bohrinsel-Unglück im North-Slope-Ölfeld ums Leben gekommen war, und einem Ureinwohner, der den ganzen Weg von der kanadischen Hocharktis gekommen war und die Teilnahme am Rennen seinem verstorbenen Sohn gewidmet hatte.